

Was ist Wohlstand?

Lebenszufriedenheit im Schatten der Finanzkrise

Emily Calaminus*



Nicolas Sarkozy wollte wieder einmal unter den Ersten sein. Im Februar 2008 rief der französische Präsident nach den Nobelpreisträgern Amartya Sen und Joseph Stiglitz, um sie mit dem Vorsitz einer „Kommission zur Messung von wirtschaftlicher Leistung und sozialem Fortschritt“ zu beauftragen.

Comment mesurer le bien-être ?

En février 2008, le président Nicolas Sarkozy a créé une commission, présidée par les deux Prix Nobel Amartya Sen (université de Harvard) et Joseph Stiglitz (université de Columbia), pour *La Mesure de la Performance Économique et du Progrès Social* et identifier les limites du PIB comme indicateur. Emily Calaminus, docteurante à l'Université libre de Berlin, revient sur les diverses actions lancées avant l'initiative de l'Élysée dans ce domaine par des psychologues, des sociologues et des experts économiques, aussi bien dans la société dans son ensemble qu'auprès des individus. Il existe depuis 1990 un *Human Development Index* (HDI) qui mesure le bien-être en fonction de nombreux critères, tels que les revenus, le chômage, la formation ou la santé. Depuis 1981, le *World Values Survey* observe dans un rapport publié tous les cinq ans les valeurs culturelles de 97 pays. La Commission européenne de Bruxelles se penche elle aussi sur la question, ainsi que l'OCDE dans le cadre de son projet *Measuring the Progress of Societies*. L'auteur propose également une brève comparaison franco-allemande du sentiment de bonheur.

Réd.

Die ehrgeizigen Ziele: die begrenzte Natur des Bruttoinlandsprodukts als Indikator für wirtschaftliche Leistung aufzuzeigen; alternative Messmethoden für menschlichen Wohlstand zu untersuchen; Vorschläge für eine Neubestimmung des sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungsbegriffs auszuarbeiten. Eine Idee, der das Label „fortschrittlich“ anhaftet, welches Sarkozy sich offenbar auf diese Weise ans Revers heften möchte. Denn seit kurzem beschäftigen sich prominente Organisationen mit ähnlichen Fragen, zum Beispiel die Forschungsstelle der Europäischen Kommission und die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) mit dem Projekt *Measuring the Progress of Societies*.

Ihnen gemeinsam ist das Anliegen einer Neuverortung dessen, was Wohlstand, Zufriedenheit und Fortschritt ausmacht und wie man diese messen könnte. Denn nicht erst seit Ausbruch der Finanzkrise wird das Wort Maßlosigkeit mit Banken und Börsen, aber auch mit nationalen und internationalen Statistiken in Zusammenhang gebracht. Dementsprechend lautet eine der Empfehlungen des im Juni 2009 vorgestellten Kommissionsberichts: Neben wirtschaftlichen Indikatoren wie Einkommensverteilung und Haushaltskonsum sollten objektive und subjektive Erfassungen zum individuellen Wohlbefinden systematischer durchgeführt und stärker von der Politik berücksichtigt werden.

* Emily Calaminus ist Doktorandin der Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin (FU).

Neu ist diese Idee nicht. Vielmehr wird hier eine schon seit langem akademisch geführte Debatte unter öffentlichen Paukenschlägen und mit drängelndem Bezug zur Finanzkrise auf die politische Bühne gehoben. Was Nicolas Sarkozy für die französische Volkswirtschaft im Besonderen und für den Entwicklungsbegriff im Allgemeinen von Interesse findet, untersuchen nämlich schon seit langem Psychologen, Soziologen und Ökonomen auf der Makro- (Gesellschaft) und Mikroebene (Individuum), aus objektivistischer und individuell-subjektiver Perspektive. Spätestens seit der Einführung des *Human Development Index* (HDI) im Jahr 1990 fand eine Erweiterung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungsbegriffs und die schleichende Abwendung vom Bruttoinlandsprodukt (BIP) als ultimativem Maßstab statt (wenngleich dieses weiterhin eine gewichtige Rolle spielt).

Die Messung von Wohlstand wurde um ein multi-dimensionales Konzept erweitert. Im Falle des HDI hieß dies, dass der Einkommensmessung drei Indikatoren zu Bildung und Gesundheit hinzugefügt wurden. Aber obwohl dieser Ansatz die Gleichung zwischen Wohlstand und Produktionsvolumen auflösen sollte, blieb er den Einbezug subjektiv-individueller Faktoren schuldig: Selbst ein weiter Wohlstandsbegriff, der nicht nur das Einkommen, sondern auch Gesundheit und Bildung umfasst, sagt noch nichts über das persönliche Erfahren und individuelle Empfinden der Menschen aus.

Welche Faktoren tragen also dazu bei, dass ein Mensch sich selbst als glücklich und zufrieden bezeichnet? Die Beantwortung dieser Frage hat einen ganzen Forschungsstrang hervorgebracht, der wenig mit der Ratgeberliteratur zu tun hat, die sich in deutschen Buchhandlungen stapelt. Unter Wirtschaftswissenschaftlern stellt er klassische Konzepte auf den Kopf. Während der letzten hundert Jahre und länger haben Ökonomen den Nutzen, den wir aus etwas ziehen, objektivistisch an beobachtbaren menschlichen Entscheidungen abgelesen. Die Begründung: Rational handelnde und informierte Individuen treffen Entscheidungen anhand ihrer Präferenzen, mit dem Ziel, den eigenen Nutzen zu maximieren. Entscheidungen

als Spiegel dieser Präferenzen werden beobachtbar auf Märkten, übersetzt in individuelles Konsumverhalten. Um nun zu messen, wie groß der Nutzen ist, genügt klassischerweise das zur Verfügung stehende Einkommen als Maßstab. Damit beinhaltet wirtschaftliches Wachstum mehr Einkommen pro Kopf, bedeutet mehr Handlungs- und Konsummöglichkeiten und eine höhere Befriedigung unserer Präferenzen. Jedoch nicht erst seit September 2008 wird dieses Konzept von verschiedenen Seiten infrage gestellt.

Drücken ausgeführte Entscheidungen, welche man am (Kauf-)Verhalten beobachtet, wirklich aus, wie gut es uns geht? Psychologen haben als erste den Begriff des subjektiven Wohlbefindens (*subjective well-being*) verwendet, um einen anderen Ansatz zu verfolgen: herauszufinden, wie wir ganz persönlich über unser Leben denken und fühlen. Subjektives Wohlbefinden umfasst nicht nur individuelle Präferenzen – ob in Entscheidungen umgesetzt oder

„Die Messung von Wohlstand wurde durch ein multidimensionales Konzept erweitert“

nicht –, sondern es besteht aus einer Gesamtschau auf das Leben. Ökonomen haben diesen Ansatz kopiert und für ihre Zwecke angepasst. In Umfragen ermitteln sie Einschätzungen

über das eigene Leben. Anhand dessen versuchen sie, Rückschlüsse auf jene Faktoren zu ziehen, die Glück und Lebenszufriedenheit ursächlich begründen.

Von gesteigener Relevanz ist die Erfassung von Glück und Lebenszufriedenheit seit dem Beginn der weltweiten Finanzkrise. Menschen erfahren eine Bedrohung ihrer materiellen Sicherheit und ziehen gleichzeitig die Legitimität von Finanz- und Wirtschaftssystemen in Zweifel. Die Europäische Kommission weist in ihrem Bericht *Driving European Recovery* auf die Folgen der Krise für das Wohlbefinden des Einzelnen hin.

Aber wie kann uns die ökonomische Glücks- und Zufriedenheitsforschung, auf die sich auch die Sen-Stiglitz-Kommission bezieht, in dieser Situation weiterhelfen? Für eine Annäherung an diese Frage ist es hilfreich, zunächst einige Erkenntnisse der Glücksforschung zusammenzutragen. Hier werden Faktoren wie Einkommen, Arbeitslosigkeit, Bildung, Gesundheit und Persönlichkeit in ihrer Wirkung auf die Lebenszufriedenheit untersucht.

Ein Wohlfühlbalken

Ein Großteil der wirtschaftswissenschaftlichen und psychologischen Studien zum Thema Glück zeigt einen eindeutig positiven Zusammenhang zwischen **Einkommen** und **Zufriedenheit**. Jedoch: Dieser ist nicht unendlich steigerbar. Mehr Verdienst scheint uns ab einem bestimmten Niveau nicht mehr deutlich zufriedener zu machen. Geld macht nur glücklich, wenn man relativ arm ist. Dieser bekannte Zusammenhang wurde nach seinem maßgeblichen Erforscher Easterlin-Paradox genannt und schon 1974 erstmals veröffentlicht. Der Widerspruch enthält auch, dass wir Einbußen deutlich stärker wahrnehmen als Zugewinne. Ein zusätzlicher Euro kann nicht im gleichen Maße erfreuen wie ein verlorener Euro ärgert. Macht das absolute Einkommen also nicht immer glücklich, so bestimmen wir den Wert unseres Verdienstes zu einem viel größeren Teil relativ – anhand des Vergleichs mit anderen. Es interessiert uns, ob wir durchschnittlich mehr verdienen als unser nächstes Umfeld: Freunde, Kollegen, Familienmitglieder. Eine Gruppe von britischen Ökonomen kommt 2007 sogar zu dem Ergebnis, dass dieses Denkmuster überwiegend von ordinalen Vergleichen bestimmt wird – das heißt: die Rangfolge ist es, die uns umtreibt. Wir wollen wissen, ob wir erster, vierter oder letzter in der wahrgenommenen Reihe sind. Wenn alle mehr Geld bekommen, nützt es uns wenig; wenn wir als einziger eine Gehaltserhöhung einheimsen, steigt die Stimmung – selbst wenn der zusätzliche Verdienst den Steuern zum Opfer fällt.

Auch wenn Geld also nur bedingt glücklich macht, ist die **Arbeit**, mit der man es verdienen kann, eine wichtige Triebkraft unserer Lebenszufriedenheit. Der Verlust des Arbeitsplatzes wirkt sich dramatisch auf unser allgemeines Befinden aus, in einem Maße wie kaum ein anderer Faktor. Und einen Arbeitslosen trifft interessanterweise selbst dann das Unglück, wenn sein Einkommen genauso hoch ist wie vor der Arbeitslosigkeit. Eine Fülle von Studien hat sich mit weiteren Details zu diesem allgemeinen Unglücksboten beschäftigt, mit teilweise widersprüchlichen und kontra-intuitiven Ergebnissen: Konservativ eingestellte Arbeitslose und solche mittleren Alters leiden mehr als jüngere oder ältere; der Partner eines Arbeitslosen fühlt mit

und lindert die Unzufriedenheit des Betroffenen, falls er selbst Arbeit hat; der Verlust des Arbeitsplatzes, der vor anderen einfach erklärt werden kann, ist weniger schlimm; ein Auffangen durch soziale Netzwerke mindert das Abrutschen auf der Wohlfühlskala.

Der einzige Faktor, der annähernd ähnliche Erklärungskraft für unser Unglück hat, ist die **Gesundheit**. Mentales Leiden wirkt sich dabei geringfügig stärker als physische Beschwerden aus. Zwar kann man sich vorstellen, dass zufriedene Menschen auch die gesünderen sind; der Effekt bleibt jedoch enorm, selbst wenn man die umgekehrte Kausalrichtung zwischen Glück und Gesundheit beachtet. Das einzige, was unsere Wunden heilt, ist mal wieder die Zeit: Je länger eine Krankheit andauert, desto stärker reduziert sich ihre negative Wirkung auf die wahrgenommene Lebenssituation.

Zahlreiche weitere Faktoren wurden in der Vergangenheit von der Glücksforschung untersucht. Dabei kamen interessante, aber auch umstrittene Ergebnisse zutage:

- Bildung allein erhöht nicht unbedingt unsere Zufriedenheit und ist wahrscheinlich nur ein indirekter Faktor, der Einkommen und Gesundheit vermehrt.
- Frauen sind in jungen Jahren glücklicher als Männer;
- mit zunehmendem Alter bleiben Aussagen zu Geschlechtsunterschieden jedoch vage und widersprüchlich. Ältere und jüngere sind glücklicher als Menschen in ihren 30ern und 40ern.
- Persönlichkeitsfacetten können vielleicht für manchen Glückszustand sorgen, Faktoren wie Selbstwertschätzung stehen aber eher mit Gesundheit als direkt mit Glück in Verbindung.
- Erwartungen und Einstellungen vergrößern unsere Lebenszufriedenheit, wenn sie nicht von Unsicherheit (beruflicher, finanzieller, politischer Art) bestimmt werden.
- Vertrauen in Nachbarn, Regierung, Polizei und Rechtssystem steigert unser Wohlbefinden.

Ökonomen und Psychologen erklären unser Glück also als eine Art Wohlfühlbalken, der aus einem Set verschiedener Bausteine besteht. Wie groß ist der Stein, den kulturelle Unterschiede in der Wahrnehmung von Zufriedenheit ausmachen?

Ein deutsch-französischer Glücksvergleich

Es ist interessant, einen Blick auf zwei Länderbeispiele zu werfen: Deutschland und Frankreich. Für wie zufrieden und glücklich halten sich die Bewohner der beiden Nachbarländer? Wie wichtig sind Franzosen und Deutschen Gesundheit, Freizeit und Politik? Und welche Reaktion ist in wirtschaftlichen Krisen zu erwarten? Der *World Values Survey* von 2005, der seit 1981 alle fünf Jahre die kulturellen Einstellungen und Werte in 97 Ländern untersucht, gibt Aufschluss über die deutsch-französischen Befindlichkeiten.

In vielen Punkten empfinden Deutsche und Franzosen ihre Lebensumstände ziemlich ähnlich, wie der *World Values Survey* zeigt. Bei der Wahrnehmung des eigenen Gesundheitszustands sind die Werte auf der vierstufigen Skala sogar fast identisch: 72% der Franzosen und 71% der Deutschen bezeichnen ihre Gesundheit als gut oder sehr gut, nur 5% bezeichnen sie als schlecht. In anderen Bereichen stimmt das Gespann ebenfalls weitgehend überein: Politik ist für die knappe Mehrheit der Franzosen (52%) und der Deutschen (58%) wenig bis gar nicht wichtig. Freizeit zählt für Franzosen geringfügig mehr; Deutsche bewerten Religion als etwas belangloser. Die Familie halten beide für außerordentlich wichtig (86% der Franzosen, 82% der Deutschen). Was den generellen Glückszustand angeht, so unterscheiden sich die Nachbarn wenig: Franzosen sind ein bisschen häufiger „sehr glücklich“ oder „überhaupt nicht glücklich“ als Deutsche. Deutlichere Unterschiede gibt es bei den Geschlechtern: 41% der Französinen sind „sehr glücklich“, während dies nur 21% der deutschen Frauen von sich sagen. Dies gilt auch für die Bedeutung von Arbeit: 63% der Französinen ist ihre Arbeit „sehr wichtig“, im Gegensatz zu nur 48% der deutschen Frauen. Ein weiterer Unterschied besteht in punkto Vertrauen: Der Aussage „Den meisten Menschen kann man vertrauen“ stimmen 37% der Deutschen zu, aber nur 19% der Franzosen. Das hängt u. a. damit zusammen, dass Franzosen sehr viel wählerischer bei der Frage sind, neben wem sie wohnen wollen. Unabhängig davon, nach welcher Personengruppe gefragt wird (HIV-Infizierte, Homosexuelle, Ausländer, Menschen mit anderer Religion): Relativ mehr Franzosen als

Deutsche wünschen sich diese nicht als Nachbarn (20% bis 40% im Vergleich zu 5% bis 18%).

Welche Schlussfolgerungen müsste man also ziehen, wenn man die deutsch-französischen Empfindungen mit der Glücksforschung zusammenbringt und unter dem Schatten der Finanzkrise betrachtet? Der gute Gesundheitszustand könnte in dieser Situation Pluspunkte für die persönliche Zufriedenheit bringen. Relativ unangetastet bliebe zudem das Vergnügen durch Freizeitaktivitäten – vorausgesetzt, im Portemonnaie ist noch genügend Geld vorhanden. Auch die große Bedeutung von Familie wird in der Krise nicht angefochten und kann uns Glück und Zufriedenheit schenken. Jedoch: Ein stabiler Arbeitsplatz, von so großer Wichtigkeit für das Wohlbefinden von Deutschen und Franzosen, gerät durch die Krise in Bedrohung und könnte bei Verlust stark negative Konsequenzen für unser Glück haben.

Ergebnis der Glücksforschung

Folgte man also den Empfehlungen der Sen-Stiglitz-Kommission, die Glücksforschung stärker zu beachten, und wollte man Nicolas Sarkozy und Angela Merkel einen Rat geben, so müsste dieser lauten: Vor allen anderen Dingen muss ein Anstieg der Arbeitslosigkeit vermieden werden, will man das Glücksniveau hoch halten. Dieser Befund mag richtig sein. Bedenkt man aber, wie viele andere Faktoren die Glücksforschung zur Erklärung unserer Zufriedenheit identifiziert hat, bleibt diese Einflussgröße eine unter vielen. Vielleicht hilft es mehr, sich beim Glück in der Krise an die Chance in der Krise zu erinnern und eine andere Erkenntnis der Glücksforschung nicht zu vergessen: Egal, ob wir Lottogewinner oder Unfallopfer sind, nach einem krassen Anstieg oder Einbruch unserer Zufriedenheit pendeln wir uns irgendwann immer wieder auf dem Ausgangsniveau ein.